

Strömungen in einer Stadtmundart

Autor(en): **Strübin, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **41 (1944)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-114025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Strömungen in einer Stadtmundart.

Von Eduard Strübin, Gelterkinden.

Die Schweizer Städte haben sich im Laufe der letzten hundert Jahre entscheidend verändert. Sie sind über die Mauern hinausgeflutet; neue Wohnviertel, Fabrikquartiere, Vororte sind emporgeschossen. Die alten Stadtteile sind umgestaltet worden: in Zürich, in Basel und anderswo ist es zur Bildung einer City gekommen. Die regionalen Besonderheiten haben weichen müssen; es kostet immer wieder grösste Mühe, einzelne hervorragende Bauwerke vor dem Untergange zu bewahren. Die Landstädte von einst sind auf dem Wege, Grosstädte zu werden.

Diesen Eindruck verstärkt ein Blick auf die Bevölkerung. Sie erscheint nach Zahl und Zusammensetzung, insbesondere aber nach Lebensart und Geisteshaltung als etwas, was mit den vertrauten Masstäben kaum zu messen ist. Dennoch soll versucht werden, über den Geist der werdenden Schweizer Grosstadt etwas auszusagen. Dieser Geist tritt uns am sinnfälligsten in seinem untrüglichen Spiegel, der Sprache, entgegen. Die folgende Arbeit sucht am Beispiel der Stadt Basel zur Kenntnis beider beizutragen.

Wie es um die baselstädtische Mundart steht, hat Wilhelm Bruckner eindringlich hervorgehoben¹⁾. Er spricht wiederholt von einem Verfall der Mundart und steht mit andern unter dem Eindruck, „unser altes liebes Baseldeutsch sei am Aussterben“²⁾.

Er macht dafür zweierlei verantwortlich: Den stärksten Einfluss auf die Mundart übt heute jedenfalls die Schriftsprache aus, vor allem dank der Schule und den in jedes Haus gelangenden Zeitungen. Er stellt fest, dass in der Stadt das Schriftdeutsche stärker hervortritt als auf dem Lande. Und das zweite: Das Überhandnehmen anderer Mundarten. Von 1835 bis 1940 hat sich die Einwohnerzahl Basels von 23,000 auf 160,000 erhöht. Die Bevölkerung hat sich also

¹⁾ Zuletzt in: Von der Verwahrlosung unserer Sprache, S. 47 ff. —

²⁾ Zur Lage unserer Mundart. Sonntagsblatt der Basler Nachrichten vom 3. Mai 1942, S. 69.

versiebenfacht. Aber die Stadt ist nicht von innen heraus gewachsen; die Zuwanderer haben die Zahl in die Höhe getrieben. Gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts zogen die Seidenfabriken in Scharen die Baselbieter Heimarbeiter an; später setzte der Zustrom der Berner und Ostschweizer ein. Nicht stark genug kann die Flut der Ausländer hervorgehoben werden. „Es gab Jahre, da in Kleinbasel zwei Dritteile der Bewohner Angehörige des Deutschen Reiches waren“¹⁾. Den Grossteil stellte dabei die badische und elsässische Nachbarschaft. Dieses unnatürliche Wachstum musste die Sprache beeinflussen. „Dass solche Massen Neuzugewanderter sprachlich noch hätten assimiliert werden können, ist ja kaum zu denken“²⁾. Im Gegenteil, das Baseldeutsche nahm an Lauten, Formen und Wörtern immer mehr Gemeinschweizerisches an. *S' neu Märggli* und *Zvieri im Engelhof* kann man z. B. gegenwärtig an den Plakatwänden der Stadt lesen (statt *nei* und *Zobe*).

In der alten Stadt, einem geschlossenen Organismus, konnte sich eine einheitliche Mundart gut erhalten; mochten auch je nach dem Stand der Sprechenden — ja von Familie zu Familie — recht fühlbare Unterschiede bestehen, nach aussen war das Baseldeutsche ein Ganzes. Die Stadt von heute ist offen, uneinheitlich, in Schichten auseinanderklaffend. Ebenso verwirrend in seiner Buntheit ist das Sprachbild. Nach dem Schweizerischen Idiotikon 3, 543 hat *Chiste* nur eine Bedeutung, dieselbe wie im Hochdeutschen. In Basel sind gegenwärtig folgende 10 Bedeutungen bekannt: 1. Kiste, 2. Bett, 3. Rausch, 4. Gefängnis, 5. militär. Arrest, 6. Torgehäuse beim Fussballspiel, 7. Treffer beim Fussballspiel (ein weiterer Fussballerausdruck ist *uf d Kische biko* für besiegt werden), 8. Auto, besonders Rennauto, 9. Flugzeug, auch Segelflugzeug, 10. Podex.

Freilich, Kiste ist in den Bedeutungen 2—10 „eigentlich“ nicht Baseldeutsch. Keine gehört der Gemeinsprache an, sondern je nach der Bevölkerungsschicht ist bald diese, bald jene gebräuchlich. Und zweitens: sie gehören nicht zum alten Bestand, sondern machen einen jungen und teilweise fremdartigen Eindruck.

Bedeutungen 2 und 3 sind in „Basler Studentensprache“, S. 31 mit „vulgär“ bezeichnet, 6 und 7 sind von den aktiven

¹⁾ Paul BURCKHARDT, Geschichte der Stadt Basel von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart, S. 346. — ²⁾ BRUCKNER, Zur Lage unserer Mundart, S. 71.

Fussballspielern her längst in die Zuschauermassen gedrungen, namentlich unter die sportbegeisterte Jugend; dasselbe gilt für 8. Bedeutung 9 stammt aus der Sprache der deutschen Flieger im ersten Weltkrieg¹⁾, wurde von den Schweizer Militärpiloten übernommen und hat sich bei der Jugend eingebürgert. 4 und 5 sind nicht erklärt mit Kiste = enger Raum. Gaunersprachliches Kittchen = Gefängnis hat im deutschen Heere die Spezialbedeutung Arrest erhalten²⁾. Kittchen ist an deutsches Kiste angeglichen worden. Für die Schweizer Armee sind aus dem 1. Weltkrieg für ein Zürcher und ein Berner Bataillon Kittchen, für das Basler Regiment 22 die Zwischenform Kistchen und endlich Kiste bezeugt³⁾. Das heute von unsern Soldaten ständig gebrauchte Wort hat dann auch bei uns die allgemeinere Bedeutung 4 an sich gezogen. Bedeutung 10 wird nur in zweifelhaftem Milieu gebraucht.

Was hier an Kiste gezeigt wurde, liesse sich mit einer Menge anderer Wörter wiederholen. Verwirrende Buntheit, das ist der Gesamteindruck. Immerhin, zwei Strömungen zeichnen sich in dieser Vielfalt deutlich ab. Die Sprache neigt dem Modernen zu, und sie zeigt den Hang zum Vulgären.

Das erste ist leicht zu begreifen, wenn wir die Masse der Zugewanderten betrachten. Die konservativen Teile der Landbevölkerung drängt es nicht, in die Stadt zu ziehen; sie begnügen sich mit dem, was besteht. Wer den Schritt wagt, hat eine Kette von Generationen zu zerbrechen. Die Stadt bedeutet Neuanfang. Viele haben gleichsam ihre Dörfer hinter sich verbrannt und materiell und geistig nichts „hergebracht“. Darum stehen sie auch dem Hergebrachten, der Tradition, feindlich gegenüber. Sie drängen vorwärts, „wollen es zu etwas bringen“. Sie sind modern und wollen es sein. Sie sind es in ihrer Lebensart und in ihrer Sprache.

Modern: die Arbeit wird von der Technik beherrscht. Man geht *mit Volldampf* hinter sie. *Am laufende Band, höchsti Isebahn* sind alltägliche Wendungen. Wer langsamen Geistes ist, *het e defekti, e langi Leitig, e Knopf in der Leitig*. Bei einem Missverständnis heisst es: *falsch verbunde! Dryfunke* bedeutet dreinreden oder mit einer Massnahme in

¹⁾ BISCHOFF, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen, S. 109. — ²⁾ TRÜBNERS DEUTSCHES WÖRTERBUCH 4, 152. — ³⁾ BÄCHTOLD-STÄUBLI, Die schweizerische Soldatensprache 1914—1918, S. 33.

die Quere kommen. Statt *lätz gnüht* ist einer *lätz* oder *links gwicklet* (Elektrotechnik!). Wer stark schnarcht, *haut e gueti Tourezahl ane* wie ein Motor. Eine billige Uhr ist *e Bleimotor*, ein Pferd *e Habermotor*. Einer, der als geistig gestört hingestellt werden soll, wird gefragt: *Hesch e Redli z'vill? Isch der e Schruube lugg? Isch der d'Spirale* (oder *d'Fädere*) *verreckt? Stell ab!* oder *leg en anderi Platte druf!* oder *hesch e Grammophon verschluckt?* ruft man einem Schwätzer (*ime Lutsprächer!*) zu. *Do gits nüt z'tipe* heisst: Da gibts nichts einzuwenden.

Einen besonders breiten Raum nehmen die modernen Verkehrsmittel ein. Wie stark sie die Herzen beherrschen, beweisen die vielen gefühlsbetonten Umschreibungen, für Auto und Velo *Kare, Schlitte*; für Auto *Kische, Bänne, Petrolkuchi*; für Velo *Dräsine, Pflueg, Göpel, Geiss, Gummimähre* (umgekehrt für Pferd *Rosbollevello!*). Benzin heisst *Moscht* oder *Schnaps*. Der Fussgänger ist wenig geachtet; das Auto ist der Traum vieler. Darum werden häufig Ausdrücke der Auto- und Velofahrer auf das simple Gehen übertragen. Ja, sie dringen in alle möglichen Lebensgebiete ein. Der Autofahrer braucht oft: *en andere Gang ynegheie*. Entsprechend: Der Velofahrer *gheit en andere Gang yne*, wenn er die Übersetzung wechselt, der Fussgänger, wenn er den Schritt zu beschleunigen beginnt. Schliesslich kann einer *der dritti Gang ynegheie*, wenn er beim Essen grosse Mengen vertilgt. Dasselbe wäre zu *Gas gü* zu sagen. *Gib Gas!* ruft eine Schülerin der Kameradin zu, die schneller schreiben soll. *Gib Vollgas!* spornt zur grössten Eile an. *Tanke* ist ebenfalls weit gedungen. Der Fahrer tankt an der Tankstelle „*Moscht*“, der Soldat tankt mit der Feldflasche wirklichen Most, der Schüler versorgt seine Füllfeder mit Tinte, auch er *tankt Moscht*. *Schlitte* kann nicht nur ein Auto, sondern auch eine Frau bedeuten; ist sie gut gebaut, *so het si e guets Chassis*. Eine ähnlich wichtige Rolle spielt das Velo. *Tschinggevello* nennen die Bauarbeiter die Karrette, ein häufiges Wort für Brille ist *Nasevello*. Das Velo bietet aber als Sportgerät das höchste Interesse; es heisst in diesem Falle kurz *d'Maschine*.

Denn modern, das heisst sportlich. Sportlerausdrücke überziehen namentlich die Sprache der Jugendlichen wie ein dichtes Geflecht. Aus der Sprache der Rennfahrer stammen die Bezeichnungen für die verschiedensten Arten von gehen: *e guet Tämpo vorlege, spuele, ufdräihe, ein hole* (einholen), *Tämpo*

bolze, uf de Felge sy (physisch oder moralisch am Ende sein). Besonderen Erfolg hat die Wendung *en Ascht ha* gehabt. Sie bedeutet dasselbe wie *uf de Felge sy* und ist so zu erklären: Rennfahrer nennen das unangenehme Krampfgefühl in den Beinmuskeln *en Ascht in de Knoche*. Mit dem körperlichen ist aber meist auch ein seelischer Ast verbunden. In *en Ascht yfange* hat sich das Substantiv mit einem äusserst fruchtbaren Verb aus der Sprache der Velofahrer verbunden. Lange Zeit war allein *e Nagel yfange* gebräuchlich. Nun kann man alles mögliche Unangenehme einfangen: *kalti Haxe, Blootere, Kischte, e Bart, e Schlappe* (= Niederlage). Ja sogar in gutem Sinne kann es verwendet werden: *e Komplimänt yfange*. Hat einer blaue Ringe um die Augen, so heisst: *Dü het e Rennbahn um d' Auge*.

Allgemein beliebt und darum sprachlich ergiebig sind ausserdem Fussball, Boxen und Schifahren. Man kann jedes beliebige Ding *schutte* (schicke). *Knock out* oder in der Abkürzung *k. o. sy* deutet hohe Ermüdung an. *Schuss* ist durch die Schifahrer allgemein bekannt geworden. (*Schussfahrt, im Schuss durahfahre, Schuss gö*; Schüler sagen sogar: *kumm schuss* [schnäll] *do ane!*). Andere Ausdrücke können von mehreren Sportarten her stammen¹). *Wenn starte mer?* (Wann fahren wir fort?) *Machet ech startbereit!* (Wir wollen fortgehen!) *D'Sirene stopt. Stop!* (zu einem, der Suppe schöpft.) *I bi hüt nit fit* (soll heissen: *I bi hüt nit rücht im Strumpf*). *Vier Wuche Diensch hämmer klopft, jetz kunnt der Ändspurt. E Hächt, e Salto rysse* (stürzen, springen). *Das kunnt nit in d'Kränz* (das kommt nicht in Frage) ist erklärt mit: *der N. N. kunnt nit in d'Kränz* (unter die Kranzgewinner eines Festes).

Man mag sich fragen, wieso der Sport so stark auf die Sprache hat einwirken können. Das kommt daher, dass die Arbeit den städtischen Angestellten und Arbeiter nicht so zu erfüllen vermag wie einen Bauern oder Handwerker. Allzu rationalisiert, hat sie viel von ihrem Wert eingebüsst. Damit im Zusammenhang hat sich das Feld der Zerstreuungen unendlich ausgedehnt. Neben dem Sport bringen Weekend und Strandbad, Variété und Jazz, die Filme mit ihrem Starkult, einen Hauch von Romantik in das übersächlich gewordene Leben. Die Sprache legt dafür Zeugnis ab:

¹) Gute Beispiele bei BAUMGARTNER, Das Werden einer Sondersprache. SAfV, Bd. 32, besonders S. 137 ff.

Wenn goht dä Tango (oder Tanz) los? (irgend eine Unternehmung). Gedämpfte Beleuchtung heisst *Tangobilüchtig*. *Das spielt doch kei Walzer (Rolle) in hundert Jahr*. *Hüt hämmer Freinacht* (ein Nachtgefecht), sagt der Soldat. *Jazz* wird im Sinne von grossartig adjektivisch gebraucht. Man singt nicht, *me macht e Song*. Das auf dem Marsche schräg getragene leichte Maschinengewehr heisst *Mandoline*, ein zäher „Spatz“ *Hawaiigitarre*. In einer *Revolverkuchi* (einem minderwertigen Kino) sieht man sich gerne Cowboy- und Gangsterfilme an. Es gibt Leute, die sich ganz in solch romantisches Geschehen hineinversetzen können. Während des Aktivdienstes wurde einmal von Soldaten einer bestimmten Einheit das Leben auf weltabgeschiedenem Posten vollständig in dieser Art umgedeutet. Das Gewehr war die *Donner-* oder *Silberbüchse*, ein Bach in der Nähe *der Colorado*, die Magd auf dem nächsten Bauernhof *Zarah Leander*, der Schnaps *Feuerwasser*, das Arrestlokal *Sing-Sing*. Kam ein Soldat einer andern Kompanie vorbei, so hiess es: *Was will das Bleichgesicht bei den Rothäuten?*

Modern, das heisst naturfern. Die Natur kann die Sprache nicht bereichern; vielmehr wird auch die Natur in die technische und sportliche Atmosphäre hineingezogen.

Vögel sausen ab; ein Reh *git em*, wenn es im Dickicht verschwindet; ein Specht, der an den Baumstamm klopft, *git em*; ein Pferd *haut e Nünzger ane* — als ob sie alle Rennfahrer wären. Auf Patrouille in den Jurabergen. In stiller Pracht geht über den schwarzen Tannen der Vollmond auf — und entlockt die Rufe: *Lue, der Piccard! Ou, die bengalisch Bilüchtig! Wotsch ücht verdunkle?*

Modern, das heisst international. Technik, Sport, Vergnügungsindustrie sind an keine Grenzen gebunden. Darum erscheinen die Äusserungen dieses Lebens auch bei uns in einer fremden oder leicht zurechtgestutzten Form. Sobald in der Haushaltung die Technik im Spiele ist, heisst es eben *Lutsprücher* oder *Taschelampe* oder *Büchsenöffner*. Desgleichen beim Sport: Die meisten der oben genannten Ausdrücke entstammen einer internationalen Sprache, die — wie der Sport selber — stark technisch orientiert ist. Es ist eine Fachsprache, die durch die Spezialisten und durch die Sportpresse leicht bei der sportbegeisterten Jugend Eingang findet. Also *Schistock* neben *Spazierstücke*, *der Ball* (zuerst nur für

Fussball gebraucht) neben *d' Gummiballe*; *Rücktritt*, *Trummelbrämsi*, *Trättlager*, *Kotflügel*; *Steilhang*, *Schispitze*; *Pfärd* heisst das bekannte Turngerät, *Pfärd* nennen die Herrenreiter ihre Rennpferde, ja auch im Militärdienst wird in Offizierskreisen oft vom *Pfärd* gesprochen. Krieg und Militärdienst haben auch bei uns dieser Art zu sprechen neuen Aufschwung gegeben; Wehrsport wird ja täglich getrieben, und täglich wirkt durch das Mittel der Zeitungen die angelsächsische Gepflogenheit, kriegerische Ereignisse im Sportjargon wiederzugeben, etwa „Die Japaner haben die dritte Runde der Salomonenschlacht verloren“ oder „Treten wir an, um Deutschland den Knockout-Schlag zu versetzen!“

Gross ist die Zahl der Ausdrücke, die dem deutschen Grosstadtjargon entnommen sind und bald in hochdeutscher Form, bald in fadenscheinigem Mundartmäntelchen einherkommen.

Stosseufzer: *Man hats nicht leicht, aber leicht hats einem (!)*, beruhigend: *Nur die Ruhe kann es bringen!*, abweisend: *Nei, nei, mein lieber Schwan*, oder *mein lieber Scholle! Ran an den Speck! D'Sach isch im Butter, dä Mensch het e Vogel, dä het Schwein, haus in Topf, du bisch Hängema* (auch: *Hängemann*). *Kunststück! Künstlerpäch! E Geheul mache, im Tempo des gehetzten Affen*. Besonders fallen auch einige Adjektive auf: *gerisse*, *fertig* (*dasch e fertige Blödsinn*), *schaurig*, *schandbar*, *aschgrau*, *ohnmächtig*, *kei blassi* (*Ahnig*) *ha*, *platt* (erstaunt) *sy*, *rum* (erledigt) *sy*, *dä isch mause* (mausetot). In gewissen Fällen wird u diphthongiert: Aus dem Militärdienst sind *auf!* und *drauf!* zu erklären. *Grausig* ist *schaurig* nachgebildet. Modeverben sind *sause* und *rausche* (nur in der Drohung *jetz rauschts derno!*). Aber diese Formen sind im Begriff sich auszubreiten: *Los, es rauscht!* (regnet!) *Wenn ein die Felswand abesaust, derno isch er mause. Die Wuche isch bald aus* (vorbei!)¹⁾

Englisches ist natürlich durch den Sport stark in Schwang gekommen. Allgemeiner bekannt sind ferner *gent*, *come on!*, das amerikanische *o. k.* (= fein).²⁾ *Gross* im Sinne von grossartig (*dasch gross, e grossi Sach*) scheint über das Hochdeutsche auf englisches *grand* zurückzugehen.

Es ist klar, dass diese modernen Ausdrücke nicht gleichmässig durchdringen. Immerhin nehmen sie mehr oder weniger

¹⁾ Vgl. GENTHE, Deutsches Slang. — ²⁾ STORFER, Wörter und ihre Schicksale, S. 263.

alle die an, die sich nicht bewusst wehren, das ist die Überzahl der Bevölkerung. Besonders kräftig beteiligt sich die Jugend — nicht nur die männliche —, aber Grenzen lassen sich keine abstecken. Wenn eine Schicht besonders hervorgehoben werden soll, so ist es jene schwer fassbare Mittelschicht der Angestellten, die den alten handwerklichen Mittelstand ersetzt hat. Aber auch die Arbeiterschaft neigt stark in dieser Richtung.

Nun der Hang zum Vulgären. Er ist befremdlich, wegzuleugnen ist er nicht. Bruckner spricht einmal von der argen Verrohung, die unsere Sprechweise vielfach im Munde der Jungen erfährt¹⁾.

Entscheidend scheint folgendes: Den Hauptharst der Zuwanderer stellten die unteren Schichten. Während die einen rasch vorwärts kamen, brachte die Stadt vielen andern nicht den gehofften Aufschwung. Ein Proletariat bildete sich. „Die Neunzigerjahre [des 19. Jahrhunderts] brachten eine starke Zunahme der proletarischen Bevölkerungsschichten“²⁾. Die sozialen Gegensätze verschärften sich; es entstand der „klassenbewusste Arbeiter“³⁾. Er hat ein kräftigeres Profil als die blassen Vertreter der Mittelschicht. Ausgeprägter ist darum auch die Sprache, die er nach seiner Art geschaffen hat. So ausgeprägt, dass die Redeweise als besondere Sprache empfunden wird. Im täglichen Sprachgebrauch sind dafür in Basel die Namen *Ruechesprooch*, *Stenzesprooch*, *Höschesprooch*, *Rhygassprooch*, *Rhyhafesprooch* zu hören. Die Mehrzahl der Namen zeigt schon an, dass es sich nicht um eine einheitliche Sprache handeln kann. Die fünf Bezeichnungen decken sich nicht, und keine gibt den Tatbestand vollständig wieder. Immerhin erlauben die Namen eine Kennzeichnung.

Alle fünf meinen eine vulgäre Ausdrucksweise, wobei man bei *Rueche-*, *Stenze-*, *Rhygassprooch* eher an den Wortschatz, bei *Höschesprooch* an die Aussprache denkt. *Rueche-* und *Stenzesprooch* deuten auf die Träger, *Rhygassprooch* und *Rhyhafesprooch* auf das Verbreitungsgebiet.

*Ruech*⁴⁾ lässt sich mit „grober Flegel“, nur ungenau wiedergeben. Das Wort ist bei uns jung und hat zwei ältere, *Sōz*

¹⁾ Zur Lage unserer Mundart, S. 72. — ²⁾ Paul BURCKHARDT, Geschichte der Stadt Basel, S. 336. — ³⁾ Bezeichnend sind Prägungen wie *Proletariergugelhopf*, *Arbeiterforälle*, *Proletarierbeefsteak* für Brot, Wurst und Käse. —

⁴⁾ Schweiz. Id. 6, 194.

und *Knot*, zurückgedrängt. *Sōz*¹⁾ heisst „grober Rülps, Flegel“ und geht natürlich wie *Sōzi* auf lat. *socius* zurück, ist aber nicht politisch gemeint. Es wird nur noch von Altbaslern verwendet. *Knot*²⁾ ist in der Luft der Universität gediehen und unter Studenten und Gymnasiasten wohlbekannt, ebenso *knotig*. *Sōz* und *Knot* sind von Vertretern oberer Schichten auf die unteren Stände gemünzt worden.

Anders *Ruech*, das ihnen den Rang abgelaufen hat. Es ist ein Bestandteil der städtischen Vulgärsprache selber und entstammt dem Rotwelschen; es bedeutet ursprünglich wie die ebenfalls oft gehörten *Rammel* und *Rampas* „geiziger Mensch, Bauer.“ So wird auch heute noch das Wort häufig gegenüber der Landbevölkerung oder einzelnen Vertretern verwendet. Wenn das Baselbieter Bataillon 52 an Stadtbaslern vorbeimarschiert, ertönt der Ruf: „*D' Rueche kömme!*“ Geläufig sind Zusammensetzungen wie *Binnigerruech*, *Oberdörferruech*. Nun braucht aber die städtische Unterschicht das Wort auch einem eigenen Vertreter gegenüber; nicht ohne Grund: der *Ruech* hat etwas Grobschlächtiges, Bäuerisches an sich, nicht selten ist er auch wirklich bäuerlicher Herkunft und hat sie in der Stadt nicht abstreifen können.

So redet er auch. Seine Sprache ist ohne die Mundart nicht zu denken. Zwar hat die städtische Umgebung, die Arbeit in der Fabrik oder auf dem Bauplatz tief eingewirkt, aber die Kraft der Mundart ist lebendig geblieben.

Er spricht anschaulich. Einige beliebte Vergleiche mögen das andeuten: *Er het e Schnure wie ne Beckerhutte, wie ne vertrampet Fufzgerli, wie ne Ärbeerikörbli, e Poschtur wie ne Kleiderkaschte, wie ne Glämmerlisack, e Nussgipfelfigur, e Schiessbudefigur, Schueh, die negshti Nummere isch e Kindersürgli, Gygekäschte* (grosse Schuhe!).

Der *Ruech* spricht stark gefühlsbetont. Das zeigt sich unter anderem darin, dass Tiere und leblose Dinge wie Personen angesprochen werden. *Du Krüppelkeib!* (zum rauchenden Ofen); *fahrt dü Krüppel bald?* (Eisenbahn); in einer Bäckerei schimpft einer: *Schnittli, so alti Sieche; der Pfohl lyt uf em Ranze; der Fourgon isch uf d' Schnure gheit*. So wird auch politisiert. *Holland het der Schirm zuegmacht* (hat kapituliert);

¹⁾ SEILER, Die Basler Mundart, S. 270. (Schon in Sprengs *Idioticon Rauracum* von 1760). — ²⁾ Basler Studentensprache, S. 32. „Ob arm ob rych, ob Gent ob Gnot . . .“ hiess es im letzten Konzärtlikantus der Basler Zofingia (1944).

der Dütsch will im Ängländer Gibraltar abrisse (wegnehmen; bezeichnend der Singular!); *Dütschland het sich überraesse* (sich zuviel zugemutet).

Aber die Unterschiede gegenüber dem Dialekt sind beträchtlich. Die genannten Beispiele lassen eine eigentümliche Gefühlslage erkennen. Der Ruech fühlt sich nicht wohl; die Stadt hat ihm nicht gebracht, was er erwartet hat. Seine Arbeit befriedigt ihn nicht. Wie widerwärtig sie ihm sein kann, zeigen die Wörter, die er für arbeiten kennt: *krüpple, buckle, krampfe, büeze*. Wie häufig: *es stinkt mer, es raucht mer!* (Ich habe es satt!). Er muss immer gehorchen und hat darum das Gefühl, nicht für voll zu gelten. Ein knechtischer Geist ist in ihm. Er findet, er werde benachteiligt und ausgebeutet. Opposition, Kritik, oft mit einem sarkastischen Humor verbunden, sind sein Lebenselement. Er hat eine grimmige Lust, andere und sich selber zu erniedrigen. *Mir sin jo doch die Dumme*, heisst es bei jeder Gelegenheit. (Wir werden ja doch übers Ohr gehauen.)

Er spricht grob. Auch die Mundart kann grob sein; im Schelten und Schimpfen ist sie schwer zu überbieten. Aber sie kann auch zart und lieblich, adelig und erhaben sein. Die Ruechen sprechen aus Prinzip grob. *Grind, Büüle, Bire, Kürbse, Schnure, Toope, Klöpe, Ranze; die Alti* (Ehefrau), *suffe, frässe, verrecke* . . . sind so geläufig, dass sie die neutralen Wörter beinahe verdrängt haben.

Die Ruechensprache ist im Ausdruck laut. Besonders die Verben können nicht stark genug sein. Für einen Nagel einschlagen wurde gesagt: *E Nagel in d' Wand pfäffere, ynebängle, ynejage, ynejänze, ynejätte*. Einer wurde aufgefordert, Gitarre zu spielen: *tue eine raffle, ein anerapse, aneklöpfe, aneamse, tue-n-is ein vorjätte*. *Möbel anejätte* (herstellen), sagte ein Schreiner; *e Drohtverhau anedonnere* stammt aus dem Militärdienst. Einer, der viel isst, *tuet e Bygi hinderehaue, s Frässe in Grind yne drucke*.

Und nun das Kritische. Es gehört wesentlich zum Bild des Ruechen und seiner Sprache. Das Ding (ma. *s' Züüg*) ist für ihn *Zauber*: *Wenn goht dä Zauber los? Bring emol dä Zauber!* oder *Schmätter*: *Guet, dass dä Schmätter bald vorby isch! I schryb dä Schmätter nonemol*; am liebsten aber *Seich*: *Seich verzelle, verzapfe, schwätze, läse, spiele, abloh, der ganz Seich gheit obenabe* — kurz, alles kann *Seich* sein, der Staat und

seine Einrichtungen und die Religion nicht ausgenommen. Gerne werden offizielle Schlagwörter ironisch verwendet. Ein Trupp Soldaten marschiert vorbei; Zuruf: *Sin ihr die fünfti Kolonne?* Die drohende Mahnung militärischer Vorgesetzter, die einen Misstand brandmarkt, *so hets in Frankrych agfange*, wird hundertmal ironisch wiederholt; die wohlgemeinten behördlichen Bemühungen, die Gefahren des Geburtenrückganges einzuprägen, finden ihr Echo in: *das het doch kei Yfluss uf der Geburterückgang vo de Waldameise!* Bezeichnend auch *ich bi doch nit der Pestalozzi!*, um einen Bittenden abzufertigen.

Mit diesem Geiste der Kritik, der sich in Taten nur unvollkommen auswirken kann, mag auch die Lust am Reden um des Redens willen zusammenhängen. Die Sprache wird nicht mehr naiv gebraucht, sondern sie ist Waffe und Spielzeug zugleich.

Am konzentriertesten stellt sich das Angeführte in einer Art von halb ernst, halb scherzhaft gemeinten Streitreden dar. Hier ist die Sprache ganz Spiel geworden. Der eine sucht den andern *hoch z'näh* (hochnehmen = verhaften, aus der Gaunersprache) oder *uf d' Rolle z'schiebe* (Ausdruck der Radrennfahrer). In der Mundart hiesse das: *uf d' Hörner näh*. Ein Publikum umsteht die beiden, das wie bei einem Boxkampf mit *gib ihm!* oder *dä sitzt!* oder wie bei einem Fussballmatch mit *1:0 für der N. N.* die Kämpfer anfeuert.

Die scheinbar üppig wuchernde Phantasie ist an Spielregeln gebunden, ja es lässt sich für den Verlauf eines Kampfes beinahe ein Schema aufstellen. Begonnen wird meist mit einer ironischen Anzweifelung einer Behauptung: *Verzell du das im Fährima!* (oder *im Oschterhas, der Grossmueter*); *du muesch es jo wüsse!* *Du glaubsch an Häxe!* *Bring der ander au no!* Der Gegner wird als verrückt hingestellt: *Hesch Würm?* *Hesch en Egge ab, e Sprung in der Schüssle, e Kopfschuss, isch der der Käs weich worde?* Dann folgt ein Schwall von Kosenamen wie: *Nuss, Wurscht, Eichle, Pfrüender, Masseplauderi, Schlange-fänger, Gsundbütter, Lycheschänder*. Darauf wird einer durchgekämmt, von der Gestalt und dem Beruf bis zur Familie und zur Heimat: *Du muesch jo zweimal ynekok, bis me di seht!* (zu einem Kleinen). *Wenn me di aluegt, isch eim 's Läbe verleidet.* *Gimmer dy Gsicht, so kani heim goh d' Kinder verschreckel!* *Du hesch jo der Hafering no am Füdle* (zu einem Jungen). *Du bisch jo mit em Milchbüechli (Konsumbüechli) in d' Schuel.*

Bi euch deheim hän no d'Flöh Liviis. Dir fräset deheim der Kitt vo de Schybe. Zu Bewohnern der Landschaft: *Bi euch ziehn si d'Stüre mit der Handorgele y. Dir zahlet im Schuelmeischer der Lohn mit Heubirli.* Mit Flüchen wird nicht gespart, *Gopferdammi* in verschiedenen Abwandlungen ist der häufigste. Gross ist der Vorrat an Drohungen: *Pass uf, i schloh di pfundwys us de Hose! Mach mi nit müed, suscht schwätzisch underem Tisch füre! Mach der Kopf zue, suscht muesch „Hörnli eifach“ löse!* (Gemeint ist das Billett nach dem Friedhof „Hörnli“). *Mach s' Rohr zue, suscht gits e militärische Beärdigung! Mach mi nit staubig, suscht spuck der ufs Revers!* Altes aufwärmen, gilt nicht, sonst heisst es bald: *Dä het der Grossvatter scho mit der Geisle klöpft!*

Gewiss, die Mundart lässt sich bei alledem nicht verleugnen, aber der Geist ist ein anderer geworden. Man wird geneigt sein, diese Spottlust auf den Einfluss des kritischen Basler Geistes zurückzuführen, wie er sich namentlich an der Fasnacht kundtut. „In der Welt wird man schwärlich mehrere Spötter und Spötterinnen antreffen als zu Basel, die in einem einzigen Übernamen die Gebresten oder Laster einer Person mit der feinsten Bosheit auszudrücken und abzuschildern wissen“¹⁾. Tatsache ist, dass viele dieser Leute zu den aktiven Fasnächtlern gehören. Die spukt auch etwa in den Militärdienst hinein: *Was spielet er us?* (Was treibt ihr?), die Uniform ist der *Clown* oder *s' Koschtüm*, zwei beliebte Vergleiche sind *e Schmure wie ne Fümferlärvli, wie ne Morgestreichlatärne*. In Wahrheit ist es aber so, dass die „alten Fasnächtler“ einen ständigen Kampf gegen diesen grobianischen, unbaslerischen Fasnächtlergeist auszufechten haben. Mit viel grösserem Recht ist wieder auf den hochdeutschen Grosstadtjargon hinzuweisen, in welchem der Form und dem Geist nach eine Masse Gleiches vorkommt²⁾.

Aber damit ist die Vulgärsprache noch nicht ausgeschöpft. Eine andere Seite ist zu betonen, die gaunersprachliche. Dieser Anteil ist viel grösser als man denkt. Viele Wörter sind Allgemeingut geworden, etwa *Beiz* und *Beizer*, *Schund*, *Kluft*, *schofel* und *kauscher*, *bläche* und *tshummle*, *verkohle* und *schmu mache*. Je tiefer wir auf der gesellschaftlichen Stufenleiter hinuntersteigen, umso grösser wird der Einfluss des

¹⁾ J. J. SPRENG, *Idioticon Rauracum*, s. v. Übernamen. — ²⁾ Vgl. zum Beispiel MEYER-MAUERMANN, *Der richtige Berliner*.

gaunersprachlichen Gutes; alte rotwelsche Gaunerwörter haben sich durch die Jahrhunderte erhalten, dazu kommt ein grosses Material aus der modernen Unterwelt. Das Wort *Stenzesprooch* weist auf diese Tatsache hin. Ein *Stenz* ist ein Zuhälter, dann in weiterem Sinn überhaupt ein liederlicher Bursche, der durch allerlei dunkle Schliche zu Geld zu kommen sucht; dabei sucht er durch elegantes Auftreten und ein geschliffenes Mundwerk Eindruck zu machen. *Stenz* ist als Übername nicht selten, auch *stenze* und *ummestenze* sind gebräuchlich.

Solche lichtscheuen Elemente haben von jeher in den Städten Unterschlupf gefunden. Für das Basel des 15. Jahrhunderts sind diese Vaganten und ihre Sprache, das Rotwelsch, vorzüglich bezeugt. Rotwelsch wurde damals gesprochen auf dem Kohlenberg, dem weit in die Runde berühmten Sammelplatz der Vaganten. „Zuo Basel uff dem Kolenbergk do triben si vil buobenwerck“¹⁾. Es fanden sich da zusammen „Bettler Gauner Frauenwirte, Dirnen mit ihren Zuhältern, Kriegsknechte Gaukler Spielleute Sprecher, eine ganze Vagantenwelt, in der auch Räuber und Mörder sein konnten neben Hausierern und den durchs Land ziehenden Kesselflickern Spenglern u. dgl.“²⁾ Man braucht nur einige Namen zu modernisieren und kann alles auf das heutige Basel übertragen.

Also die Sprache der Unterwelt. *Stenzesprooch* ist viel zu eng dafür. Der *Stenz* ist doch eher ein Grenzfall. Viel wichtiger sind als Träger und Verbreiter jene vielen, die der sozialen Maschine irgendwie in die Räder geraten sind, jene Hilfs- und Gelegenheitsarbeiter, die nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren haben. Das „Lied des Basler Eckenstehers“³⁾ zeichnet diesen Typ.

Z Basel uf der Bruck,
Mit em Nastuech im Gnuck,
Mit de meterbreite ummeglitzte Hose
Seit der eint zum andre: Hösch du, hesch mer e Schigg,
Sunscht mues der eini hindenabe blose!

||: Das ist die Garde, die das Basler Trottoir ziert! :||

(Nur der Refrain wird gesungen, das übrige in scharfem Rhythmus gesprochen).

¹⁾ Sebastian Brant im «Narrenschiff» von 1494. Siehe KLUGE, Rotwelsch, S. 28. — ²⁾ Rudolf WACKERNAGEL, Geschichte der Stadt Basel, II, S. 377. — ³⁾ Meines Wissens zuerst gedruckt in: Soldatenlieder gewidmet dem 27. Regiment (Zürich), aus dem 1. Weltkrieg, S. 22; seither in mehreren Soldatenliederbüchlein erschienen.

Und am Mändig macht me Blaue,
 Und am Zischtig rueht men us,
 Und am Mittwuch tuets eim stinke,
 Denn der Pulver, dä isch us,
 Und am Donschtig suecht men Arbet,
 Und am Fritig foht men a,
 Denn am Samschtig mues men unbedingt no Vorschuss ha.

Und gehn sie Sonntags aus,
 Aber das ist ein Schmaus,
 Steifer Kragen, hoher Koks, das ist was Nobles,
 Schwere goldne Ring am Finger
 Und die Glacéhandschuh an,
 So ziehn sie am Spalenberg zur Parade.

Und sind sie stier
 Und händs kei Gäld im Sack,
 So gehn sie in d' Gasi go schuffe; (Gaswerk!)
 Und hän sie drei Tag gschafft,
 Hän sie zwanzig Stei im Sack;
 Das nennt man die Basler Sackträgerschaft¹⁾.

Mit dem Wechsel zwischen „Mundart“ und Hochdeutsch ist das Doppelgesicht dieser Leute eindrucksvoll dargestellt. Aber nicht nur sie und nicht nur die eigentlichen Stenze brauchen Gaunerwörter, sondern sie gehören zum Besitz der proletarischen Bevölkerung überhaupt.

Eine Auswahl aus dem gesammelten Wortmaterial möge folgen. Es zeigt, dass die Gaunersprache konservativ ist. Die Basler Betrügnisse der Gyler (von John Meier auf 1410 datiert) bringen manches heute noch Lebendige²⁾. Noch aufschlussreicher ist das Basler Glossar von 1735³⁾. Ferner macht es eindrucklich, dass wir es mit einer internationalen Sprache zu tun haben. Für die Grosszahl der Wörter kann auf Kluge, Rotwelsch verwiesen werden; modern Anmutendes ist dort meistens aus Berlin und Wien für das 19. Jahrhundert bezeugt. Viel Gleiches oder Verwandtes bringt auch Bertsch, Wörter-

¹⁾ Ein älterer Vetter des Eckenstehers ist der *Hewwogschangi*. Vgl. Schweiz. Id. 8, 927. Zu seiner Sprache SAfV. 29, 250. — ²⁾ Basler Chroniken 3, 552 ff. — ³⁾ HOFFMANN-KRAYER, Ein Wörterverzeichnis der Gaunersprache von 1735 (SAfV. 3, 239 ff.)

buch der Kunden- und Gaunersprache (Berlin 1930). Höchst auffällig ist, wie stark gewisse Gebiete des Lebens mit Wörtern bedacht sind. Geld und jede Art Gelderwerb stehen obenan. Es spielt, wie überall, wo es knapp ist, eine viel handgreiflichere Rolle als in höhern Schichten¹⁾.

Allgemein Geld bedeuten: *Klotz*, *Kümi*, *Klang*, *Klütter*, *Lobi* (besonders der Sold des Soldaten), am häufigsten ist das immer männlich gebrauchte *Pulver* (vgl. *verpulvern*). Viele Wörter gibt es für Franken: neben dem allbekannten *Stei* und *Stutz Stücke* (in Zürich *Stickel*), *Knüppel*, *Blueme*, *Eili*, *Rubel*, *Meter*, *Hebel*. Das Fünffrankenstück: neben älterem *Heuer Schybe*, *Grampolschybe* und die anrühigen *Schnägg* und *Bufftablette*. Banknoten sind *Lappe*. Sie werden nach der Farbe unterschieden: *e blaue*, *e grüne Lapoe*. *Pfund* bedeutet 20 Fr., *e Ris* 1000 Fr., Lohn (im Militärdienst Sold) ist *Marie*, Vorschuss *Schuss*. Eigentümlich hat sich die Bedeutung von *Mumm* gewandelt. Das Wort kommt seit alters in den verschiedensten Spielarten vor²⁾, die bekannteste ist das biblische Mammon (Geld). In diesem Sinn wird *Mumm* auch noch gebraucht: *Dä het der Mumm im Sack*. Viel geläufiger ist aber die abstrakte Bedeutung Lust, Interesse. *I ha kei Mumm derzue*, besonders auch in Hinsicht auf eine Frau: *i ha kei Mumm uf die Katz*.

Häufig aber ist *der Brueder* (so reden sich diese Leute an!) *im Bruch*, er ist *schwach*, *stier*, *knochestier* (ohne Geld). Das ist ein unerträglicher Zustand; *stier* heisst darum auch geradezu blöd. Dann sucht er auf irgend eine Art zu Geld zu kommen. Am liebsten lässt er andere zahlen: *der ander soll bläche*, *ich bi nit bi der Blächmusig*; *der ander brennt*, *kneut e Fläsche*, *er rybt*, *bluetet 2 Stei*. *D' Krankekasse*, *d' Versicherig soll kneue*. Der *Brueder* ist ein Meister im *Schmuse*. Das Wort *schmuse*, in erotischer Bedeutung weiterhin bekannt, bedeutet allgemeiner reden, schwatzen. Er sucht sich einzuschmeicheln, *er bringt eim der Schmus*, *er schmust sich y*. Vielleicht gelingt es so, einen Reichen, *e dicke oder gstopfte Brueder*, *abzrysse*, *azschnyde*, *dass er öppis loht lo falle*. Gerne wendet man sich in einem solchen Fall an einen Pfarrer, *me schnydet e Pfaff a*, obwohl man für die Kirche (*Bätschopf*, *Seelesilo*) und den *Gallach* wenig übrig hat. Bezeichnungen für katholische Geistliche sind *Gussputzer*, *Kohlesack*, *Kohlesuter*. Das Betteln, *Glogge-*

¹⁾ Eindrucksvoll hierüber: Ludwig GÜNTHER, Die deutsche Gaunersprache, S. 45 ff. — ²⁾ Im Basler Glossar S. 200 Mummum.

züg putze, mischle, e hohli Hand mache, d' Schy nagle gehört mit zum Geschäft.

Bezeichnenderweise ist das Gebiet des unrechtmässigen Gelderwerbes reich bedacht: e Krampf mache, dreihe, rysse, öppis schaukle, öppis mischle bedeutet: einen unerlaubten Handel inszenieren. Aber dabei heisst es nische (aufpassen), dass kein Unberufener öppis spannt (merkt), etwa ein Deckel, Schugger¹⁾, Schroter (Polizist), welcher einen schnappt und in d' Kische speicht (unpersönlich heisst es d' Schroterei, d' Schmier). So etwas wäre lingg, fuul, e fuuli Sach. Mehr oder weniger krasses Stehlen ist klaue, kralle, filze, krucke, stratze (in Zürich auch schniffe und schneiffe). Es kann aber auch vorkommen, dass e fuule Brueder einen anschwärzt. Die entsprechenden Verben sind zinke, ein verzinke, ein verpfiffe. Einen hineinlegen heisst eim ein ynedrucke, ynebrenne, eim ein stecke²⁾. Aber so etwas isch e Drückgschäft. Anstände machen (von der Polizei gesagt): Lämpe (Lampe) mache, Prinz mache³⁾, Viole mache, Zigge mache. Sehr auffällig ist e Rochus ha für: einen „Moralischen“ haben. St. Rochus ist der Pestheilige⁴⁾; er ist hier anstelle der Pest, der Seuche, getreten. Der Ausdruck bedeutet also d' Süchi ha, ähnlich wie gegenwärtig besonders im Militärdienst nach einer anstrengenden Übung gesagt wird: mir hei e schöni Süüchi mitgmacht! dasch e Süüchi gsi!

Eine wichtige Rolle spielen Essen (sputte, schmure, spachtle) und Trinken (schweche). Der Fraas ist gross oder mys, fuul, e Schlangefraas. Hipper ist Brot oder Pferdefleisch. Geraucht wird viel; es heisst flemme; e Frosch ist eine Zigarette, e Steh eine aufgelesene Zigarre. Viel hält man auf die Kleidung, d' Schale, d' Büchse. Eine in Schnitt und Farbe auffällige Schale heisst geradezu Stenzbüchse. Die Schuhe, d' Schlappe, sind, wenn schmal und lang, Shimmyschlappe.

Das ausgedehnte und wichtige erotische Gebiet kann nur gestreift werden. Es sei betont, dass viele der angeführten Wörter oft mit diesem Nebensinn verwendet werden, ferner, dass eine nicht geringe Zahl ursprünglich so gemeint gewesen ist. Frau oder Mädchen in neutralem oder anzüglichem Sinn:

¹⁾ Basler Glossar S. 201, Marckt Tschug. — ²⁾ zinke und stecke haben ursprünglich einen andern Sinn. Basler Glossar S. 203: Zeichen geben, rufen, wann jemand kommt, weilen man stiehlt Zincken stecken. — ³⁾ Basler Glossar S. 200: Examinatores kommen Printzen holchen. — ⁴⁾ Schweiz. Id. 6, 174. BERTSCH, Wb. der Kunden- und Gaunersprache, S. 16: Ärger = Rochus. S. 109: schlecht = brochus.

e Grite, sone Grite! ist das höchste Lob. Serviertochter: *Servierbolze, Servierschnauz*. Während die Ehefrau sich *Alti* nennen lassen muss, wird für Geliebte fast immer *d' Frau* gesagt. An Verben seien *schmuse* und *schwofe* erwähnt.

Einige andere sehr gebräuchliche Wörter sind: *der Plausch rysse, plausche* (eigentlich: miteinander sprechen) für nichts arbeiten, *penne* (schlafen), *eim eini bache* (herunterhauen). Sehr schwer ist das Wort *Wälle* wiederzugeben, etwa mit Zechgelage. *E Wälle mache, rysse, baue, schmättere . . .*; schon die vielen parallelen Verben zeigen, dass der Ausdruck wichtig ist.

Sehr ausgeprägt ist die Abneigung gegen die Bauern; ein Dorf, *Kaff*, ist fast immer *stier* (blöd) oder *e Saukaff*. In diese Linie gehören *Ruech, Rammel, Rampas, Kaffer*¹⁾.

Auf eine Eigentümlichkeit sei noch hingewiesen: Die fremde (häufig hebräische) Herkunft der Wörter gibt immer wieder Anlass zu Umbildungen volksetymologischer Art. *Büchse* (Kleid) hat nichts mit dem deutschen Wort zu tun²⁾. Von *schweche* (trinken), das als zu schwach gehörig aufgefasst wird, sind viele andere Formen überliefert³⁾. Recht aufschlussreich ist *krampfe*. Es bedeutet 1. hart arbeiten. Dazu das Substantiv *Krampf*: *mir hei e schöne Krampf gha*. Das ist natürlich das bekannte deutsche Wort. 2. etwas „drehen“, *e Krampf rysse, Krampfbrueder*; eindeutig ein Gaunerwort, das aber ursprünglich *gampfen*⁴⁾ hiess und an *krampfe* angeglichen wurde. Dabei half die Vorstellung, dass „etwas drehen“ auch eine Art Arbeit ist. *Lobi* für Sold tönt recht schweizerisch; für Deutschland sind aber *Labai, Lobe, Loiwe* bezeugt⁵⁾. Ein nettes Beispiel ist *Schroter* (Polizist) für *Schoter*⁶⁾. *Spachtle* (essen) hat nichts mit Spachtel zu tun; es ist von *acheln* ans Deutsche angeglichen worden. *Sputte*, häufig mit *spachtle* zugleich verwendet, hat sich — ursprünglich *butten* — an dieses angelehnt⁷⁾. Auffällig ist *d' Schy nagle* für betteln. Zitronenschleifen und andere unmögliche Arbeiten heissen in der Kundensprache betteln. Man könnte denken, *d' Schy nagle* sei eine moderne Parallele dazu. Es ist aber aus *schinegle* = arbeiten mundgerecht gemacht⁸⁾.

¹⁾ So auch BERTSCH, a. a. O. S. 22. — ²⁾ Vgl. Basler Glossar S. 201 Hosen Butz und BERTSCH S. 60 Hosen Butz, Buxe. — ³⁾ Schon in den Betrügnissen S. 565: „wenn sie denn verschechert werdent, das ist so sy truncken werden . . .“ BERTSCH, S. 21 betrunken verschächert. — ⁴⁾ So Basler Glossar S. 202. — ⁵⁾ BERTSCH S. 50. — ⁶⁾ GÜNTHER, Die deutsche Gaunersprache, S. 95. — ⁷⁾ BERTSCH S. 42: Für essen u. a. putten, butten, schachteln, achteln. — ⁸⁾ BERTSCH S. 17.

Es sei nachdrücklich betont: *Ruechesprooch* und *Stenze-sprooch* sind keine Sprachen. Die zwei Wörter suchen die zwei Hauptzüge in der Sprache des baselstädtischen Proletariers zu umschreiben, das Derbe, Grobianische und das Gaunerhafte. Die beiden Ströme laufen aber nicht nebeneinander her, sondern durchdringen sich, und es ist unmöglich, eine scharfe Scheidung vorzunehmen.

Höschsprooch weist ähnlich wie *Ruechesprooch* auf etwas Gröbliches in der Sprache der Unterschicht hin, zielt aber weniger auf den Wortschatz als vielmehr auf das Lautliche und die Aussprache. *Hösch!* oder *hösch dü!* oder *Hösch thü!* ist eine stereotype Anrede anstatt *ma. loos emool!*¹⁾ *Hösch* wird auch, ebenso wie *dü*, oft jedem Satz automatisch vor- oder nachgestellt. Baslerische Eigenheiten in der Aussprache sind in der Höschsprache verstärkt; die Artikulationsbasis ist auffällig weit vorne. Das mag mit dem raschen Sprechtempo zusammenhängen. *u* ist stark gegen *ü* gebogen, besonders am Wortende, *Hüss* (Haus), *gradüss.* *u* gefolgt von *e* neigt ebenfalls stark gegen *ü*, also *güet, lüeg, die ganzi Brüet*. Lange Vokale erscheinen kurz, gleichzeitig werden die Endkonsonanten geschärft, *hösch, verstösch, lösch. esö, Hüss, eimöll, emöll*.

Der Einfluss des Elsässischen ist klar; er ist natürlich und auch von alters her anerkannt. Von den alten Spalernern sagt Th. Zwinger „propter commercia Sequanorum ut moribus sic lingua utuntur minus polita“²⁾. Hinzu kommt die früher erwähnte starke Einwanderung, und vor allem: Vor dem Kriege gingen junge Burschen scharenweise Sonntag für Sonntag ins benachbarte Elsass „über d'Gränze“, um, wie sie sagen, „*guet und billig z'lübe*“. Häufig führten diese Streifzüge bis nach Mülhausen hinunter. So wird nebenbei auch das gegenwärtig sehr beliebte Wort *Dottel, Dotteli*³⁾ (Dummkopf) eingedrungen sein. Im Militärdienst: *Dottelizug, Dottelikompanie*. Einen primitiven Eindruck machen zwei andere Eigentümlichkeiten der Höschsprache, einerseits die überstarke Aspiration der Verschlusslaute, namentlich am Anfang der Wörter, andererseits das Auslassen von Vokalen. Die Erscheinungen

¹⁾ Vgl. im Lied vom Eckensteher „*Hösch du, hesch mer e Schigg?*“ —

²⁾ Im *Methodus apodemica* von 1577 (Zit. von R. Wackernagel zu II₁ S. 405).

— ³⁾ MARTIN-LIENHART, Wörterbuch der Elsässischen Mundarten 2, 727.

sind begründet in einem starken Anschwellen und Abschwellen des Sprechtons. Die Höschsprache wird ruckweise gesprochen. Also: *Wass isch thenn schö p'ssiert?* (Was ist denn schon passiert?) *pf'thāmi!* (Gopferdammi!) *Wass hisch thenn loss?* (Was ist denn los?) *Mach mi nit staubbig! fahr* (fahre), *uffphass* (uffpasse), *'stande?* (verstande?) *nit 'moll* (nit emool), *Krank'kass'* (Krankekasse). Besonders häufig soll diese merkwürdige Sprechweise bei den Arbeitern im Rheinhafen zu hören sein. Über den Rheinhafen wird überhaupt fremdes Sprachgut eingeführt, in Friedenszeiten geben sich dort Schiffsleute mehrerer Nationen ein Stelldichein¹⁾. So erklärt sich der Name *Rhyhafesprooch*.

Schliesslich *Rhygassprooch*. Für das mittelalterliche Basel hat Rudolf Wackernagel herausgearbeitet, wie stark die verschiedenen Bezirke der Stadt ein eigenes Gesicht zu wahren wussten. „Jeder dieser Bezirke hatte seine eigene Sitte und Gesinnung, ja Sprache, seine eigene Gesellschaft, zeigt einen für sich gearteten Teil der städtischen Einwohnerschaft.“ Kleinbasel sticht heraus. „Überhaupt erscheinen die Vorstädte wie Welten für sich; stärker noch die kleine Stadt auf dem rechten Ufer, die sich von jeher als ein Basel eigener Art fühlte und benahm“²⁾. Das ist heute noch so. Im untern Kleinbasel hat es ausgesprochene Arbeiterquartiere; Rheinhafen und Chemische Fabriken haben eine buntgemengte Bevölkerung angezogen. Kein Wunder, dass früher für ein schlechtes Baseldeutsch *Horburgdütsch* (nach dem Horburgquartier) im Umgang war. Die Rheingasse, das Kleinbasler Vergnügungszentrum, ist eine suspekte Gegend, und man denkt sich den Eckensteher und den Stenz gerne dort daheim. Die Rheingasse ist aber auch der Ort, wo Leute anderer Bevölkerungsschichten am ehesten mit der Vulgärsprache in Berührung kommen; häufig endet eben eine „Wälle“ (Sumpftour) irgendwelcher junger Leute in einem Vergnügungsort der Rheingasse. Auf alle Fälle handelt es sich nicht um eine örtlich begrenzte Sondersprache vom Schlage des Berner Mattenenglisch.

Es ist auffällig, wie stark das Vulgärsprachliche weit über die proletarischen Kreise hinaus im Vormarsch ist. Man hat oft darauf hingewiesen, dass gewisse Bevölkerungsgruppen dafür seit je besonders empfänglich sind.

¹⁾ v. GREYERZ betont die Rolle der Schiffsleute bei der Entstehung des Berner Mattenenglisch (SAfV. 29, 222 f.) — ²⁾ R. WACKERNAGEL, Geschichte der Stadt Basel, II₁, S. 405.

Die Studenten. In „Basler Studentensprache“ wimmelt es von Vulgärwörtern. Gaunersprachliches Gut nimmt einen breiten Raum ein¹⁾. Die Basler Studenten haben Interesse an den Ruechen und Stenzen und ihrer Sprache und verwenden diese gerne parodistisch. Dabei fehlt es nicht an scherzhaften Übertreibungen; gerne werden die Fäden auch weitergesponnen, bis schliesslich nicht mehr zu sagen ist, wo sie ihren Ursprung haben. Das „Höschen“ zum Beispiel wäre nie so verbreitet worden, wenn sich nicht Studenten seiner liebevoll angenommen hätten.

Die Schüler. Natürlich haben die Kinder der untern Schichten die Wörter aus erster Hand. Dann tut der Schulhof seine Wirkung. Kameraden lernen eine Sprache kennen, die von der ihren abweicht — ein wunderbares Feld für ihren Nachahmungstrieb²⁾. Stark fällt auch ins Gewicht, dass Buben und Mädchen oft irgend einer Jugendgruppe angehören, die von Halbwüchsigen geleitet wird und in der es zum guten Ton gehört, sich „rassig“ auszudrücken. Nur wenige der oben genannten Ausdrücke habe ich nicht auch von Basler Buben gehört. Man wird an den „klassischen“ Fall erinnert, an das Berner Mattenenglisch und seinen Ausläufer, die Berner Buben-sprache.

Die Soldaten. In Bächtolds Wörterbüchlein Die Schweizerische Soldatensprache 1914—1918 ist ein sehr buntes Material zusammengekommen. Neben einer langen Reihe wirklicher Soldatenwörter (für die Grade, Waffengattungen, dienstliche Verrichtungen usw.) steht eine grosse Zahl Prägungen, die nicht von Soldaten und nicht für Soldaten geschaffen worden sind. Es ist kein Zufall, dass diese besonders häufig für das Basler Regiment 22 bezeugt sind. In Wirklichkeit handelt es sich um Vulgärausdrücke, die aus dem zivilen Leben von Vertretern der Unterschicht mitgebracht, propagiert und bis zu einem gewissen Grad auch angenommen worden sind³⁾. S. 51 zum Beispiel sind Wörter wie *schmelze*, *Schmier*, *schmore*, *schmure*, *schmuse*, *Schnalle* eindeutig Gaunerwörter. Ein richtiges Soldatenwort ist unter ihnen einzig *Schnalle* (Suppe) geworden⁴⁾. Ähnlich wie *Schnalle* sind etwa *tipple*, *tigere* und

¹⁾ John MEIER in Basler Studentensprache S. VI ff. — ²⁾ BAUMGARTNER, Stadtmundart, S. 48 ff. — ³⁾ Für 1914—1918 vgl. BÄCHTOLD, Volkskundliche Mitteilungen aus dem schweiz. Soldatenleben, S. 2 f. Für den gegenwärtigen Krieg ESCHER und SCHWEIZER (Schw. Volkskunde 34, 54 ff.) — ⁴⁾ Schweiz. Id. 9, 1217. Wasserschnalle (vgl. 9, 1218) kennt schon J. J. SPRENG (ums Jahr 1760!)

Tippel, Tiger (marschieren, Marsch), *penne* (schlafen) fester soldatischer Besitz geworden. Aber sicher ist, dass das Kantonement eine ähnlich wichtige Rolle spielt wie der Schulhof. Der gegenwärtige Aktivdienst hat viel dazu beigetragen, die Vulgärsprache zu verbreiten.

Es bestehen aber nicht nur äusserliche Beziehungen zwischen Studenten, Buben, Soldaten und den Vertretern der Unterschicht. Viel wichtiger ist eine innere Verwandtschaft: Der Soldat, der Schüler, der Student steht zur festen, gesicherten, „bürgerlichen“ Welt seit je in einem Gegensatz, ob es nun die Welt der Zivilisten, der Erwachsenen, der Philister ist; er fühlt sich von allem Unbürgerlichen angezogen. Bestimmte Moralbegriffe gelten nicht oder noch nicht. Wie bei den Gaunern gehört z. B. das Stehlen in gewissen Fällen zu den durchaus lässlichen Sünden. Der Schüler *schnellst, schnifft, stratzst, stitzt, filzt, klaut, krallt, kruckt, krampft* dem Banknachbarn den Gummi, der Soldat dem Nebenmann für eine Nacht die Woldecke.

Nun ist es aber nicht so, dass die Vulgärwörter nur in die Studenten-, Buben- und Soldatensprache eindringen. Die Abkehr vom „Bürgerlichen“ ist ein viel allgemeineres Kennzeichen der städtischen Bevölkerung. Alle jene wenig an Traditionen gebundenen Schichten, die den Zug ins Moderne zeigen, verwenden auch — mehr oder weniger — Vulgäres.

Es ist also nicht so, dass Modernes und Vulgäres getrennt auf die städtische Mundart einwirkten. Sie wirken zugleich und verdoppeln damit ihre Schlagkraft. Die Jugend haben sie gewonnen. Buben, Schüler, Studenten, das sagt genug, und unter den Soldaten lässt sich immer wieder beobachten, dass in Einheiten mit grossen Altersunterschieden — in Grenzschutzkompanien etwa — Leute unter 30 Jahren besonders anfällig sind. Gewiss beruhigt sich die Sprache dann etwas¹⁾, aber es bleibt doch sehr viel hängen.

Ist ein solches mit modernen und vulgären Zügen durchsetztes Baseldeutsch noch Mundart? Mundart ist weder modern noch vulgär. Sie ist bis in ihre Verästelungen hinaus für einen abgegrenzten Lebenskreis geschaffen worden. Wort um Wort ist aus einer bestimmten Anschauung heraus zu verstehen. Was aber, wenn diese Anschauung nicht mehr vorhanden ist? Zwar ist das sprachliche Kleid kein starrer

¹⁾ BAUMGARTNER, Stadtmundart, S. 50.

Panzer, aber einmal kommt die Zeit, da es in den Nähten zu platzen beginnt. Diese Zeit ist da. Alte Wörter gehen ab, weil ihnen kein lebendiges Erleben mehr zuhilfe kommt; neue treten an ihre Stelle, die den heutigen Verhältnissen entsprechen und wirklich „etwas sagen“.

Diese Verhältnisse haben sich so gestaltet, dass alles Regionale hinter dem Allgemeinen zurücktritt¹⁾. Kein Wunder, dass darum auch aus der Sprache alles eigentümlich Baslerische verdrängt wird. An seine Stelle tritt internationales Sprachgut, wie in dieser Arbeit immer wieder betont worden ist. Wo Modernes und Vulgäres ungehindert wirken kann, bei einem grossen Teil der Bevölkerung, der Jugend vor allem, hat das Baseldeutsche in Form und Geist Züge einer Umgangssprache angenommen, die vom Jargon deutscher Grosstädte nicht wesentlich verschieden ist.

Es ist kein Geheimnis: Basel ist nur ein Beispiel; die andern Städte der deutschen Schweiz gehen auf demselben Wege, Zürich voran. Sogar Bern macht mit. In Bächtolds Soldatensprache stechen Stadtzürcher und Stadtberner Einheiten ebenso heraus wie die Stadtbasler. Es ist auch bekannt, wie stark die Führung in der Schweiz an die Städte übergegangen ist. Weite Industriegebiete sind in ihrem Bannkreis — auch sprachlich. „Halbstädtische Verhältnisse“, dieser amtliche Ausdruck sagt viel. Es lohnte sich, einmal darzustellen, wie weit diese Umgangssprache auch schon in diesen „halbstädtischen“ Bezirken Hausrecht genießt. Der Kreis ist gross, und man versteht, wenn Adolf Ribi von schweizerdeutschem Slang spricht.

Gewiss, es fehlt nicht an Gegenkräften. Es ist nicht bloss die Einsicht eines Dichters:

Nit wie-n-e Baschi ebbe-n-emole rätscht,
so bappedipfig, zimpferlig und gsuecht,
nit wie 's e dumme Kärli nochequätscht,
nit wie-n-e Ruech vom Dingsquartier här fluecht,
isch unseri Sproch²⁾.

Wieweit aber diese bewahrenden Kräfte im Kampf für die baselstädtische Mundart Erfolg haben werden, das ist schwer vorauszusagen.

¹⁾ Ein kleines Beispiel: Wie ist das baslerische Kinderspiel durch den internationalen Sport an die Wand gedrückt worden! (Vgl. SEILER, Die Basler Mundart, S. 272). — ²⁾ Fritz LIEBRICH, D'Fähri, S. 7.